

Familienblätter

Sonntags-Beilage
der Pofener Zeitung.

Nr. 10.

Pofen, den 9. März.

1890.

Das arme Ding.

Novelle von F. von Kapff-Essenther.

(Nachdruck verboten.)

Der Geheimrath Professor Harnsen hatte heute Gesellschaft; eine jener kleinen Gesellschaften, die eines gewissen und wohlverdienten Rufes genossen. Die älteren Kollegen kamen hien wegen des Hausherrn, einer Berühmtheit auf seinem, dem chirurgischen Gebiete, die jüngeren wegen der Tochter, einer vielgefeierten und vielumworbenen Schönheit.

Hertha Harnsen galt als überaus begehrenswerthe Parthie wohl mit Recht, denn zu ihren persönlichen Reizen gesellte sich die hervorragende Stellung ihres Vaters und dessen zweifellos Wohlstand. Die junge Dame mochte sich ihrer bevorzugten Lebenslage bewußt sein, sie schien schwer zu erobern und hatte bisher unter der ansehnlichen Zahl ihrer Bewerber noch keine Wahl getroffen.

Heute jedoch, als eben Doktor Stolz, der neue Assistent ihres Vaters, sie zu Tische führte, sagte man sich: Sollte es da nicht bald ein Brautpaar geben? Offenbar begünstigte Fräulein Hertha den jungen Arzt, der sich meteorgleich aus dem Dunkel eines armseligen Studentendaseins zu einer geachteten Stellung neben dem berühmten Gelehrten emporgeschungen hatte.

Der Geheimrath hatte schon zu verschiedenen Malen sein Talent, Talente zu entdecken, bewiesen; niemals aber so schlagend, als in diesem Falle. In theilhaftigen Kreisen war man nämlich höchlich darüber verblüfft gewesen, daß Harnsen zu bisher unbekanntem, erst kürzlich promovirten Arzt zu dem ersten Assistenten machte. Aber die außergewöhnliche Begabung und Tüchtigkeit des Bevorzugten thaten sich bald so prägnant hervor, daß Neid und Scheelsucht verstummten.

Seit Beginn des Winters, da Doktor Stolz vielfach im Hause des Geheimraths erschien, zeigte sich die Sache in neuem Lichte. „Camillo Superbus“ — diesen Spitznamen trug Camillo Stolz in Kollegentreisen — hatte alle Aussicht, der Schwiegerjohn des Geheimraths zu werden. Sie gaben ein so prägnantes schönes Paar, er und Hertha Harnsen; beide ungewöhnlich hoch gewachsen, blühend, kraftstrotzend, voll stolzer, selbstbewußter Haltung. Sie, blond, mit reichem, goldig schimmerndem Haarschmuck, frisch rosiger Gesichtsfarbe, leuchtend blauen Augen, an die jungfräuliche Gottheit erinnernd, deren Namen sie trug. Er, von dunklerem Teint und Haar, kein schöner Mann im landläufigen Sinne, aber ein eigenartiger, interessanter Kopf von strengen Linien, ernstem, ja herbem Ausdruck, Wesen und Erscheinung deckten sich auch bei ihm; er war ein junger Mann von ungewöhnlicher Sittenstrenge, unermüdetem Selbstdisciplin, daher sein stolzer Beinamen, daher die unbedingte Achtung, die er bei jüngeren und älteren Kollegen genoß.

Was hatte nur der Geheimrath heute, daß er seinem Assistenten immer so deusam zulächelte. Einmal drohte er ihm sogar mit dem Finger über den Tisch hinweg, gewiß, da war etwas im Zuge! und richtig, als man sich erhoben hatte, nahm der alte Herr den Doktor jovial beim Arm und sagte mit komischem Eifer:

„Das sind ja nette Geschichten, die mir da zu Ohren kommen, lieber Stolz! Also heirathen will der Herr Doktor? Und gar meine Hertha — nun, nun — werden Sie mir nur nicht bis hinter beide Ohren roth! Sie sind ja ein tüchtiger Mann — so wie Sie, habe auch ich angefangen. Also da ist kein Grund zum Errothen, wenn ich's auch nicht schön von Ihnen finde, daß Sie mich mit dergleichen Neuigkeiten durch Andere überraschen lassen!“

Der Geheimrath hatte das Alles so schnell und unvermittelt herausgepoltert, daß Camillo's wiederholte Versuche, ihn zu unterbrechen, vergeblich blieben. Und doch mußte er reden, mußte ihm Alles sagen — es war seine Pflicht! Aber sein väterlicher Freund war schon verschwunden, er hatte den Doktor, vielleicht ohne es zu wollen, geradenwegs wieder zu Hertha zurückgeführt, von deren Seite er ihn fortgerufen.

Eben bestürmte man die schöne Tochter des Hauses um ein Lied, nach Tische pflegte gewöhnlich musiziert zu werden, aber Hertha wollte nicht singen, wie man sich zuflüsterte, weil Doktor Stolz nicht musikalisch war. So nahm eine andere junge Dame den Platz am Klavier ein, um einen geigebeflissenen Jünger Aesculaps bei einer klassischen Violinsonate zu begleiten.

„Sehen wir uns etwas weiter fort,“ sagte Hertha zu Doktor Stolz, „ich bin heute nicht gestimmt, Musik zu hören.“

Das bedeutet wohl, daß sie gestimmt sei, den Gast anzuhören. Der warme Blick ihrer schönen, blauen Augen, der dem feinen begegnete, schien diese Deutung zu bestätigen. Er mußte reden. — Nun saßen sie in dem anstoßenden Zimmer, der offenen Thür gegenüber, man konnte sie sehen, aber nicht verstehen, was sie sprachen, dafür sorgten Klavier und Geige.

„Sie kommen mir heute ernster vor, als sonst, Herr Doktor,“ sagte Hertha.

„Es ist wahr, Fräulein,“ gab er aufrichtig zu.

„Doch nicht etwa ein Kummer, eine ernstliche Sorge, was Sie bedrückt?“ versetzte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme.

„Nein, Fräulein, das nicht,“ entgegnete er, „es handelt sich um mein Glück sogar. Aber, wie Sie wissen, oder viel-

mehr — wie Sie vielleicht noch nicht wissen — das Glück ist eine ernste Sache. Man ist seiner nie sicher, bevor man es nicht hat, und hat man es, so mag es schwer festzuhalten sein.“

Sie saßen in halbem Dunkel und die Musik legte sich wie eine unsichtbare Scheidewand zwischen sie und die Anderen. — Wovon hätte er ihr sprechen sollen, sprechen können, als von seiner Liebe? Ein kleiner Seufzer der Erleichterung kam von ihren Lippen. Wie schwer war es gewesen, ihn zum Sprechen zu bringen! Und doch, wie gut kleidete ihn diese leichte Zaghaftigkeit. Auch jetzt sah er sie nicht an; er blickte vor sich nieder. Er sah nicht ihr stolzes, schönes, strahlendes Gesicht, er vermochte nicht zu lesen, was darauf geschrieben stand: Daß sie bereit war, sich zu verschänken, wie eine Göttin sich giebt, frei, kühn, furchtlos, im Bewußtsein ihres Werthes. Vächelnd sagte sie: „So sprechen Sie doch weiter!“

Nun blickte er auf. Einen einzigen kurzen Moment lang blitzte es auf aus seinem Auge, wie verhaltene Leidenschaft. Dann sagte er, wie unwillkürlich, wie für sich: „Wie schön Sie sind, Hertha!“ Sie lächelte wieder, befriedigt, ein wenig herablassend: „Das wollten Sie mir doch nicht sagen?“

„Nein, nicht das allein!“ Mit einem Schlage hatte er sich gefaßt, war ernst, sehr ernst geworden. „Etwas ganz anderes wollte ich Ihnen erzählen, was anscheinend ganz himmelfern liegt. Sie wissen, Fräulein,“ er sprach mit fester Stimme und Haltung, „daß meine Mutter vor nahezu einem Jahre gestorben ist.“

„Ich weiß es, Herr Doktor,“ versetzte sie grenzenlos erstaunt. Was hatte die todte Mutter mit ihrem lebendigen Glück zu thun?

„Sie war eine Mutter,“ fuhr er fort, „wie es wenige geben mag. Ich habe sie über Alles geliebt, und ich lebe, ich handle noch heute, als ob sie mich sähe.“

Welch sentimentale Grille hatte er nur, er, den sie „Superbus“ zubenannt hatten? Höchst befremdet warf sie ein:

„Sie würden doch auch dieser geliebten Mutter wegen Nichts thun, was Ihrer besseren Ueberzeugung widerspricht?“

„Gewiß nicht, Fräulein! Wenn ich in ihrem Geiste handle, so geschieht es aus meiner innersten Seele, nach meiner besten Ueberzeugung. Wenn ich das Mädchen, das sie mir zur Braut bestimmt hat, zum Altar führe, so thue ich es aus aufrichtiger Neigung, nicht nur darum, weil der Segen meiner Mutter auf dem Bunde ruhen wird.“

Hertha machte eine einzige, heftige Bewegung. Dann bezwang sie sich und sagte wieder: „So sprechen Sie doch weiter!“

In sanftem Tone fuhr er fort: „Es ist eine Geschichte, wie sie hundert und hundert Mal vorkommt. Josephine war meine Jugendgefährtin, ein schwächliches, unscheinbares, kaum hübsches Mädchen. Ich warf mich zu ihrem Ritter auf, vielleicht deshalb, weil sie so sehr vernachlässigt und übersehen wurde und weil es mich reizte, großmüthig zu sein, und das arme Ding zu beglücken. Dann bezwang mich ihre Güte, ihre Bescheidenheit, die unbeschreibliche Reinheit ihres Herzens. Wir schlossen uns aneinander, anfänglich nur wie Geschwister. Meine Mutter war eine arme Wittve, die von ihrer Hände Arbeit zum Theil die Kosten meiner Studien bestritt. Josephine wurde ihr eine treue Tochter, half ihr, wurde ihr eine Stütze, theilte die vielen einsamen Stunden mit der alten Frau. Das junge Mädchen that dies aus angeborener Güte, aber sie that es auch aus Liebe zu mir. Ich hatte inzwischen Welt und Leben kennen gelernt und vollauf begriffen, daß Frauennaturen von solcher Selbstlosigkeit, solcher Hingebung und Liebesfülle selten sind, wie Wunder. Josephine wurde meine Braut.“

Seine Zuhörerin hatte inzwischen alle ihre stolze Selbstbeherrschung wiedergefunden. Sie fragte jetzt nicht ohne Ironie: „Und das stimmt Sie ernst, Herr Doktor?“

„Ja,“ versetzte er mit dem ihm eigenen Freimuth, „das stimmt mich ernst! Denn bisweilen schien mir, als wäre ein viel glänzenderes Glück mir nicht unerreichbar. Aber ich will Treue üben. Ich bin ein Sohn des Volkes, ein halber Bauer, wenn Sie wollen und da erscheint Treue mir als erste Pflicht, besonders wo von der anderen Seite so heilige Rechte darauf erworben wurden. Vielleicht kam mein Entschluß nicht ohne

Kampf zu Stande und dennoch hoffe ich ihn nicht zu bereuen. Halten Sie mich meinetwegen für einen Stockphilister, der der schmeichlerischen Lockung zu einer Reise in das Wunderland der Märchen widersteht, um sich von der geliebten Scholle nicht zu trennen.“

Sie hatten sich erhoben.

„Ich wünsche Ihnen Glück,“ sprach sie mit kühler Ruhe. „Ich meine, Sie könnten garnicht anders handeln! Denn Reisen in das Märchenland erinnern häufig an Fahrten im unlenkbaren Luftballon: man steigt empor und sieht das Feenreich schon vor sich, aber dem Fahrzeug fehlt das Steuer und alle Traumesherrlichkeit verfliegt — versinkt! Am Schlusse sieht man ein, wie gut es war, nur — geträumt zu haben!“

Er verbeugte sich, leicht erröthend und seine Lippen berührten leise ihre Hand.

Stolz und scheinbar unbewegt stand sie vor ihm; Niemand mochte ahnen, welch' ein Sturm durch ihre Seele ging. Sie, Hertha Harmsen, die Unnahbare, Vielummworbene, sie hatte weichen müssen, dem kümmerlichen Geschöpfchen aus der kleinen Stadt — Sie unterlag dem „armen Ding!“

* * *

Es war um Ostern, als Camillus Superbus seine junge Frau heimführte.

Seine Wahl schien alle Welt zu befremden, das Paar zu ungleich. Frau Stolz war ein kleines, bleiches, fast kränklich aussehendes Wesen, schüchtern, unbeholfen, anscheinend beschränkt. Sie wußte sich nicht recht zu kleiden, sich nicht in der Gesellschaft zu bewegen. Schöne Augen hatte sie, aber diese Augen kamen nicht zur Geltung, da die junge Frau so kaum aufzuschlagen wagte.

Camillo Stolz verhielt sich wie ein musterhafter Ehemann, widmete seine freie Zeit ausschließlich seiner Häuslichkeit und umgab die junge Gattin mit allen möglichen Aufmerksamkeiten. Das Paar erschien wenig in Gesellschaft; wenn dies der Fall war, so hatte Frau Stolz nur einen einzigen Gesprächsstoff: ihren Mann, ihren Camillo. Wie er arbeitete, wie er strebte, welche Meinungen er über Dies und Jenes hatte, Dies schien ihr das einzig Interessante, was in der Welt voring. Man lächelte über sie.

Ein recht seltsames Schauspiel war es, wenn Frau Stolz und Hertha Harmsen zusammentrafen. Hertha, schöner als je zuvor, ruhig, strahlend, lebensfroh, schien die junge Ehe mit Gleichmuth zu betrachten; doch begünstigte sie noch immer keinen von allen denen, die sich mehr oder minder offen um ihre Neigung bewarben. Frau Stolz hatte sie mit auffälliger Freundlichkeit in ihrem Kreise aufgenommen. Sie hätte dies gethan, auch wenn ihr darin der Geheimrath nicht mit so schönem Beispiel vorangegangen wäre, als es thatsächlich geschah. Der alte Herr fand völlig in Ordnung, was Camillo in diesem Fall gethan. Genau gesehen, stieg sein Assistent in seiner Achtung durch diese Heirath; er sagte sich: so hätte ich auch gehandelt.

Aber Herthas Verhalten hing damit nicht zusammen. Während sie sich dem Doktor Stolz gegenüber einer wohlwollenden, freundschaftlichen Zurückhaltung befleißigte, trat sie die junge Frau großmüthig in ihren Schutz, zeichnete bei jeder Gelegenheit besonders aus. Wenn in dieser Freundlichkeit etwas Herablassendes zu liegen schien, so war dies vielleicht gar nicht in Hertha's Absicht. Sie überragte, überstrahlte, sie verdunkelte Frau Stolz so augenfällig, daß diese neben ihrer stolzen Schönheit immer kleiner und unbedeutender zu werden schien. Der Contrast war zu schlagend, zu peinlich. Wenn Hertha der kleinen Josephine wohlwollende Rathschläge für ihre Toilette gab, so klang dies wie leiser Spott. Hertha mochte sich kleiden, wie sie wollte, sie sah immer sieghaft glänzend aus. Der dürftigen Gestalt und dem farblosen Teint Josephinens war nicht aufzuhelfen. Uebrigens war es nicht mehr als eine Sinnestäuschung? Schwand die junge Frau nicht wirklich dahin? Wurde ihr Gesichtchen nicht immer blässer und spitzer, ihre Haltung schwankender und ihre Stimme matter? Bald kränkelte sie thatsächlich, trotz der zärtlichen Bemühungen Camillos um ihr Wohlbefinden.

hätte meinen können, Hertha's Schönheit wirke wie ein böser Zauber auf die junge Frau und sie verginge wie ein kleines Waldblümchen unter den Strahlen der allzu heißen Sonne.

In Wahrheit trug sie zu schwer an ihrem Glücke. Jetzt erst in die Welt versetzt, in welcher Camillo lebte und wirkte, hatte sie erst jetzt den äußerlichen Werth ihres Glückes begriffen. Was mußte sie ihm sein, was mußte sie ihm werden, was noch alles erlernen, um der Stellung neben ihm ganz zu genügen, die ihrem naiv bescheidenen Sinn nunmehr eine schier königliche erschien! Wäre ihm nicht eine so glänzende Dame, wie zum Beispiel Hertha, leicht erreichbar gewesen? Und ihr kleines, schwächliches Persönchen wurde von der Ueberlast all dieser Vorstellungen und Erwägungen förmlich erdrückt.

Nach einer Sommerreise brachte Camillo Stolz seine junge Frau anscheinend etwas erholt und gekräftigt in sein Haus zurück. Professor Harnsen eröffnete seinen Salon mit den bekannten und beliebten Gesellschaften; Hertha machte, wie vorher, die Honneurs. Sie war noch immer frei.

Auf wen wartete sie? Auf einen wirklichen Prinzen? Oder auf einen solchen aus Genieland? Niemand konnte es sagen.

Indessen begann Frau Stolz von neuem zu kränkeln, als wäre sie in eine ihr schädliche Atmosphäre zurückversetzt. Noch freilich schien Nichts für sie zu fürchten, wenn sie auch bei manchem der „Donnerstage“ im Hause Harnsen's fehlte. Nur stiller wurde sie, noch stiller als zuvor. Gesah es doch einmal, daß Hertha sie gar nicht gewahr wurde, garnicht fand in den belebten Räumen. Sie mußte wirklich den Doktor fragen, wo er seine Gattin habe. Camillo führte ihr die Kleine zu, die irgendwo, von einem Winkel aus, in stiller Glückseligkeit beobachtet hatte, welcher allgemeiner Achtung und Werthschätzung sich ihr Mann erfreute.

Josephine schreckte auf, als Hertha sie plötzlich weckte.

„Wo stecken Sie denn, kleine Frau!“ rief diese. „Es kommt mir wirklich vor, als ob Sie immer kleiner würden, als ob Sie mir entschwinden! — Wo waren Sie denn nur?“

„Bei meinem Manne,“ gab Josephine noch halb im Traume zurück.

Niemals hätte Hertha geglaubt, daß dies das letzte Wort sein sollte, welches sie von Josephinen hörte. Wenig Tage nach jenem Abende erbat sich Doktor Stolz ganz plötzlich Urlaub beim Professor. Er wolle Josephine nach dem Süden bringen. Und noch ehe die eiligen Vorbereitungen zu dieser Reise getroffen, war das kleine Frauchen selig lächelnd eingeschlafen. Sie brauchte keine Reise mehr in's Märchenland. Vor ihrem Auge war ein wunderschöner Traum zur Wirklichkeit geworden —: sie war sein gewesen, seine Frau, sein Glück — was konnte ihr die Welt noch Schöneres bieten? Und man begrub das glückbeladene, todte, arme Ding!

Hertha hatte wonnestrahlend, triumphirend ihren Einzug in das Haus gehalten, aus welchem vor mehr als Jahresfrist Josephine für immer geschieden war.

Nicht ganz ohne inneren Kampf mochte Hertha der Werbung Camillo's nachgegeben haben. Durfte sie ihm verzeihen? Ihm, der ihr jenes arme kleine Ding vorgezogen hatte? Schließliche aber mußte die Liebe siegen, die heiße, rasch entflammte, mühsam bekämpfte und dennoch nie bezwungene Liebe zu diesem Manne, der vom allerersten Augenblicke an einen unwiderstehlichen Zauber auf sie ausgeübt hatte. Und sie, die kleine Josephine, die ihrem Glück im Wege gestanden, sie war gegangen, dahingeschwunden, als hätte ihr eine höhere,

eine unbewußte Einsicht eingegeben, daß sie ihrem geliebten Camillo ein viel schöneres Glück geraubt. Und sie erfüllte ihre Schuldigkeit bis auf das Neueste: sie starb.

Hertha war keine Heuchlerin. Sie sagte sich: das arme Ding war nicht die rechte Frau für Camillo: er ist zu Besserm bestimmt. Und wohl ihr, daß sie in's Grab sank, bevor sie selbst zu der richtigen Erkenntniß gelangt war. Nun war er frei ohne sein Verschulden — nun konnte er glücklich sein! Wie sollte er es auch nicht werden neben ihr? Auch nicht der Schatten eines Zweifels regte sich darüber in ihrer Seele. War sie nicht schön, liebens- und begehrenswerth? Brachte sie ihm nicht eine erste, leidenschaftliche Neigung entgegen? War sie ihm nicht sogar treu geblieben, ohne äußeres Band, ohne jede Hoffnung? Und wußte sie nicht zu leben, zu genießen, was er noch nicht verstand? Seine ganze Jugend war ja nur Arbeit und Entbehrung gewesen. Seine Ehe bloße Pflichterfüllung, ohne Glanz und Licht. Nun aber mochte sich die Fülle des Glückes über sein Haupt ergießen. Er sollte schwelgen, genießen, selig sein.

Sie hatten eine reizende Hochzeitsreise nach der Schweiz und Oberitalien gemacht. Er hatte ja noch so wenig von der schönen Welt gesehen, er, der arme Sklave der Pflicht. Sie, Hertha, entfesselte alle kleinen Künste ihrer Koketterie. Sie bezauberte ihn durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre fröhliche Laune und es gelang ihr, ihn völlig in ihre Bande zu schlagen. Er war nicht mehr „Superbus“, er war ihr Geschöpf, beherrscht, beseligt durch einen Blick ihrer schönen Augen.

So berauschten sie sich gemeinsam an dem Becher der Freude; die Alltagswelt war hinter ihnen versunken. An das „arme Ding“ dachte Keiner von ihnen. Das war dahin, entschunden, wie ein Wölkchen, ein Nebelstreif vor der allgewaltigen Sonne verschwindet.

Aber die schönen Tage der Hochzeitsreise nahmen ein Ende — man kehrte heim. Und gleich am ersten Abend fiel ein Schatten auf Hertha's Glück.

Eine alte Magd mit niedergetretenen Schuhen, mit häuerlichem Kopfstuche bediente bei Tische und bediente sehr ungeschickt. „Die Alte ist doch nur zur Aushilfe da?“ fragte Hertha unangenehm berührt.

„Ei, das ist ja die alte Käthe! Ich sprach Dir von ihr.“ Hertha hatte das natürlich vergessen.

„Aber diese unbeholfene Alte können wir ja doch nicht behalten,“ sagte sie.

„Du mußt Dich schon an sie gewöhnen, liebes Kind,“ versetzte Camillo harmlos aber bestimmt. „Käthe ist ein Vermächtniß Josephinens. Sie hatte die alte, treue Dienerin aus ihrer Heimath mitgebracht und wollte sich nie von ihr trennen. Auch hat die gute Alte Josephine bis zu ihrem letzten Athemzuge aufopfernd gepflegt. Niemals hätte ich das Herz, sie zu verstoßen.“

„Wir könnten ihr ja eine kleine Pension aussetzen,“ meinte Hertha.

„Ja, warum denn? Josephine hätte das nie gethan! Auch ist die Alte noch rüstig, brauchbar, verläßlich. Du wirst Dich schon an sie gewöhnen, meine Liebe.“

Hertha schwieg, außerordentlich peinlich betroffen.

Diese häßliche, alte, häuerliche Dienerin paßte überhaupt nicht für ihr elegantes Heim und nun sollte man in ihr noch ein Vermächtniß der verstorbenen Josephine ehren — das war denn doch viel verlangt.

Der folgende Morgen brachte Hertha neue, wenn auch kleine Enttäuschungen. Daß Josephinens Porträt, zudem mit einem schönen Immortellenranze, unmittelbar neben dem ihren



Freiherr v. Berlepsch.

auf seinem Pulse stand, verletzten sie. Ueber den beiden hing das der seligen Mutter, welches zwar ihre Eifersucht nicht erregte, aber ihr mißfiel. Die alte Frau mit dem glatt anliegenden, wie aufgeklebt erscheinenden Scheitel, mit dem steifen Kragen, sah in ihrer erzwungenen Grandezza geradezu komisch aus, und beleidigte Hertha's ästhetisches Gefühl. Bei Tische hatte Rätthe wieder ganz unmodern gedeckt und ganz lächerlich servirt. Später erklärte Hertha der Alten, daß sie es anders wünsche.

„Aber die selige Frau haben es immer so gemacht und dem Herrn Doktor ist's auch recht gewesen.“

Hertha fühlte etwas wie einen Stich in's Herz. So wie sie, die Selige, es gemacht, so war er immer zufrieden gewesen? Sollte das wahr sein? Hatte er die Armseligkeit seines ehemaligen häuslichen Glückes nicht gefühlt, so mochte er sie jetzt erkennen lernen. Und Hertha ordnete an, daß ihre neue, elegante Jose bei Tische bediene und daß nach ihrem Sinne servirt werde.

Aber der Zauber der Flitterwochenstimmung, welcher noch bis gestern angehalten hatte, war zerstört. Für sie sah die Selige gleichsam mit am Tische und unruhig beobachtete sie Camillo, ob er nicht eine ähnliche Empfindung habe. Er lobte freundlich und artig ihr Arrangement, aber sein Lob schien ihr doch äußerlich. Er war nicht ganz davon durchdrungen, wie viel besser er es jetzt hatte, als früher, und in ihr blieb ein leiser Schatten von Unzufriedenheit nicht aus.

Der Himmel wußte, woran es lag, aber die glückselige Flitterwochenstimmung war verschwunden. Wohin mochte sie nur gekommen sein? Camillo war nicht mehr, wie sie es wünschte und erwartete. Zwar zärtlich, aufmerksam, noch immer verliebt, aber ohne den rechten Sinn für all den Glanz und Chic, mit welchem sie sein Haus erfüllte; ja ohne das rechte Auge für ihre reizenden, koketten Haustoiletten, nicht immer sogar für ihre Schönheit. Seit er von der Reise zurückgekehrt, seit er wieder die Klinik besuchte, weilten seine Gedanken vornehmlich bei seinen Berufsangelegenheiten. Er dachte unaufhörlich an seine Operationen — er sprach davon. Zu Hause hatte Hertha sich die Ohren zugehalten, wenn Papa derlei erzählte und der gute Papa hatte dazu gelacht. Camillo aber lachte nicht, als sie scherzend dasselbe that. Er versank einfach in Stillschweigen und schien das Gespräch über den merkwürdigen Fall innerlich fortzuführen. Und am folgenden Tage begann er, als wäre nichts geschehen, von derselben widerwärtigen Operationsgeschichte zu sprechen. Nun wurde Hertha unwillig.

„So sei doch froh,“ rief sie, „daß Du die häßliche Klinik hinter Dir hast und zu Hause die garstigen Krankheiten ver-gessen kannst!“

„Die garstigen Krankheiten?“ versetzte er ganz erstaunt. „Das sind ja lauter hochinteressante Fälle! Du bist ein rechtes Kind, Hertha.“ Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Aber Du magst wohl Recht haben: Dich kann das ja nicht interessieren!“

Von nun ab sprach er nicht mehr von der „häßlichen Klinik.“ Aber wie es schien, vermochte er ohne derlei Ge-

sprache nicht gut zu leben, denn er begann jetzt öfter das Café zu besuchen, in welchem seine Kollegen verkehrten, wohnte auch jetzt häufiger als sonst den Sitzungen des Vereins der Aerzte bei.

Hertha fand das, wenn nicht gerade erfreulich, so doch begreiflich; bis die alte Rätthe in ihrer Gegenwart einmal hin-warf: „Wo der Herr nur immer des Abends bleibt! Er hat das vorher nie gethan, solange . . .“ Rätthe verschluckte den Rest des Satzes, aber Hertha konnte diesen leicht ergänzen: „ . . . solange die Selige lebte.“ Und wieder fühlte sie den bösen Stich im Herzen und von da ab verfolgte sie mit nervöser Unruhe Camillo's Ausgänge. Wie kam es, daß er die Gesellschaft von Kollegen der ihren vorzog? Konnte er denn nicht genug haben an seiner Klinik, an den Fachschriften, die er zu Hause las und die wieder Nichts als Krankheitsgeschichten enthielten? Sie fühlte sich verletzt, ließ ihn dies auch merken. Und er suchte sie mit einigen Liebesworten, mit einigen scherzhaf-ten Worten zu beruhigen und — änderte seine Lebensweise nicht. Kein Zweifel, er lag nicht mehr in ihren Banden, wie in den Flitterwochen.

Kam er direkt von der Klinik nach Hause, so pflegte er, oft noch im Oberrock, bei ihr einzutreten, um sie mit einem Kuß zu begrüßen.

„Du riechst nach Karbol, Camillo,“ sagte sie eines Ta-ges. „Ich bitte Dich, Liebster, gehe doch zuerst nach Deinem Zimmer und wechsle die Oberkleider.“

Das that nun Camillo. In seinem Zimmer aber fand er den Posteinlauf, Bücher, Zeitungen, die ihn aufhielten und so geschah es nun meist, daß sich die Gatten erst bei der nächsten Mahlzeit begegneten.

Und wieder bemerkte Rätthe eines Tages: „Das Zimmer des Herrn muß Vormittags regelmäßiger geheizt werden, Madame! Er hält sich ja jetzt so viel dort auf. Vorher war er meist in der Wohnstube.“

O, es war unerträglich. Was war mit ihm? Was sollte sie mit ihm beginnen? Sie konnte sich ja nicht verhehlen, daß eine leise Entfremdung zwischen ihnen eingetreten war. Mehr und mehr begann Jedes von ihnen für sich zu leben. Camillo sah nicht heiter aus, nicht zufrieden. Und doch hatte sich nichts eigentlich Störendes zwischen ihnen ereignet. Es war etwas gleichsam Unfaßbares, was in der Luft zu liegen schien und kein rechtes Behagen im Hause aufkommen ließ. Kleine Miß-helligkeiten allerdings kamen häufig vor.

Camillo kehrte bisweilen recht verstimmt nach Hause zu-rück. Mißglückte Kuren oder Operationen, jene unausbleiblichen Fehlgriffe im Beruf, welche auch bei dem Genialsten nicht gar so selten sind, vermochten das sehr leicht zu bewirken. Er wurde dann recht unausstehlich und konnte sich bis zu rauhen Worten veressen, wenn sie sein Interesse für ihre Angelegen-heiten in Anspruch nahm, für ihre Toilette etwa, für ihre neuen Noten, ihre Beküire. Das war ihm dann wohl „An-derei,“ „Weiberkräm“ oder etwas ähnliches. Sie zürnte heftig darüber und da sie beide harte verschlossene Naturen waren, konnte die gegenseitige Verstimmung Tagelang anhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr v. Berlepsch. Der neue preussische Handelsminister gehört seit 1884 dem Staatsrath an. Er ist am 30. März 1843 geboren. Schon in seiner Stellung als Landrath in Kattowitz in Oberschlesien hatte er Gelegenheit, Industrie und Arbeiterverhältnisse kennen zu lernen. Sodann wurde er Staatsminister des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, 1881 Vicepräsident der Regierung in Koblenz. 1883 zum Präsidenten der Regierung in Düsseldorf berufen, hat er sich um die Beilegung der großen Arbeitseinstellung der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter verdient gemacht. Seine Sachkenntniß, Besonnenheit und Mäßigung machten ihn in hervorragendem Maße befähigt zur Regelung schwieriger Arbeiterfragen und Fürst Bismarck wußte wohl was er that, als er zu seiner Entlastung den Freiherrn von Berlepsch zum Handelsminister in Vorschlag brachte.

Heiteres.

Schneidiger Monat. Lieutenant fragt seinen Burichen, wann der Erste sei. — „Am Donnerstag, Herr Lieutenant.“ — „Schafskopf, wie können wir schon da den Ersten haben, wir schreiben ja heute erst den Sechszundzwanzigsten.“

Buriche: Ja, Herr Lieutenant, wir leben im Februar, der hat doch bekanntlich nur 28 Tage.

Lieutenant: Famoser Monat, schneidiger Monat, wenn ich was zu sagen hätte, da müßten noch ein paar Februars eingeseht werden.

* * *

Der muthige Jean. . . . Noch Eines, ehe ich Sie fest engagire . . . ich bin manchmal rückwärtslos heftig . . .

„Und wenn S' dem Teufel seine Großmutter wär'n, Frau Gräfin, ich fürcht' mich nicht! — — ich war ja dreimal ver-heirathet!“